

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Drenham.

Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Die übrigen Räte aber erlebten noch eine stürmische Stunde, und als die Sitzung zu Ende war, dankte ein jeder von ihnen allen Heiligen, daß er nicht in Stepan Ilines Schuhen steckte, und daß ihm der eigene Kopf noch fest auf den Schultern saß, wenn auch Sorgen und Angst genug in diesem Kopf steckten.

Um ruhiger zu werden, ehe er Katia gegenübertrat, ging der Schmied auf einem großen Umweg nach Hause. In seinem Hirn wirbelten und jagten sich die Gedanken. Fünf Minuten, armelige fünf Minuten, hatten sein Leben zerstört und sein Glück zerbrochen, und die Zukunft lag Schwarz in Schwarz vor ihm da wie finstere Nacht. Er fand keinen Ausweg. Er war wie betäubt. Das Unverzeihliche war ihm passiert, die große Sünde — er war Paschkin entgegengetreten; er, trotz aller guten Vorsätze und Katias tausendmal wiederholten Flehens. Er selbst trug die Schuld an seinem Unglück. Narr, der er war! Doch nein. Waren die Folgen auch unabsehbar, so hatte er doch nicht anders handeln können. Es war unmöglich, die Strecke in zehn Tagen zurückzulegen, und noch unmöglicher, den Gesamttauftrag in fünfundzwanzig Tagen zu erledigen. Eine absolute Unmöglichkeit! Aber was scherte sich Teufel Paschkin um Unmöglichkeiten —

Nur Minuten blieben Stepan noch übrig, um einen Entschluß zu fassen, und sein Gehirn arbeitete fieberhaft. Langsam begann er, klarer und klarer zu sehen, und erkannte endlich, daß es in seiner Lage nur einen einzigen Ausweg geben konnte.

Die Flucht!

Außerlich ruhig kam er nach Hause. Aber so blaß, so starr war sein Gesicht, daß Katia sofort wußte, ein Unglück sei geschehen.

„D, Stepan — was hat es gegeben?“

„Der Konvoi ist wieder überfällig — ich erzählte es dir schon, glaube ich — und Paschkin hat mir befohlen, mich sofort auf den Weg zu machen und ihn aufzusuchen.“

In fast gleichgültigem Ton sagte er es, denn er wollte sie schonend auf das Furchtbare vorbereiten, aber es gelang ihm nicht, Katia zu täuschen. Sie begriff sofort.

„Stepan!“ schrie sie. „Du mußt nach Wersinsk reisen wie dein Vater, und du wirst nie zurückkehren! Mein Gott, das ist das Ende!“

Da gab Stepan alles Beschönigen auf und erklärte seinem Weib mit raschen Worten — denn sie hatten nur noch Viertelstunden, die ihnen gehörten —, wie das Unglück gekommen war, und was er sich ausgeklügelt hatte, um sich Paschkins eisernen Fäusten zu entwinden.

„Meine Lage ist sehr schlimm, liebe Katia. Paschkin hat wohl schon lange im Sinne gehabt, mich zu vernichten, und

der Auftrag zu dieser Reise in fünfundzwanzig Tagen bedeutet das Ende aller Dinge für uns, wenn wir nicht sehr klug sind. Das wollen wir sein. Höre zu, Katia. Die Zeit drängt. In weniger als einer Stunde muß ich reisen, und ich werde wohl nie wieder nach Irkutsk zurückkommen können. Es ist bitter, daß wir fast all unser Hab und Gut aufgeben müssen — doch tue ich das nicht, so bin ich verloren und könnte mir ebensogut den Hals abschneiden, um seiner Erzellenz alle weitere Mühe zu sparen. Wir müssen die Schmiede im Stich lassen und fliehen. Wohin, weiß ich noch nicht. Nun höre zu, Katia, was du zu tun hast. Du wirst alle ausstehenden Gelder einziehen, soweit dies möglich ist; sehr langsam, sehr vorsichtig, damit niemand Verdacht schöpft. Einen großen Teil unserer Forderungen werden wir nicht bekommen können, doch das läßt sich nicht ändern. Sage jedem Schuldner, ich hätte in Paschkins Auftrag eine lange Reise antreten müssen und keine Zeit gehabt, meine Angelegenheiten zu ordnen. Du brauchtest das Geld. Bin ich am fünfundzwanzigsten Tag nicht zurück, so wirst du die Schmiede und all unser Hab und Gut unter der Hand verkaufen — um jeden Preis. Simon Kapin, der Jude, wird alles kaufen, wenn er sicher ist, ein gut Stück Geld daran zu verdienen. Viel wird er nicht geben, aber er ist ein ehrlicher Mann und wird dich ehrlich bezahlen. Ist das erledigt, so sendest du alles Geld, mit Ausnahme einer Summe, die für dich und Katinka für einige Monate genügt, an deinen Vater nach Selemsinsk. Simon wird das für dich besorgen. Du darfst ihm trauen. Du wirst nicht in Irkutsk auf mich warten, denn ich habe keine Hoffnung, zurückzukommen, sondern nach Selemsinsk zu deinem Vater gehen, sobald hier alles geregelt ist. Hast du das alles verstanden, Katia?“

„Und du?“

„Ich weiß es noch nicht, was ich tun werde; kann es nicht wissen. Fliehen, irgendwohin. Du wirst Nachricht von mir erhalten und zu mir kommen, wenn ich in Sicherheit bin, außerhalb Paschkins Machtbereich.“

Katia hatte mit weit aufgerissenen Augen zugehört und vom ersten Augenblick an verstanden, daß dies nicht die Zeit war, sich in fruchtlosem Klagen zu zermürben. Sie und Stepan standen vor einer großen Krise ihres Lebens; vor dem Ende aller Dinge vielleicht. Jeder Nerv, jede Faser in ihr waren angespannt. Sie mußte verstehen. Sie mußte handeln können. Sie durfte nicht zusammenbrechen unter der Last des Unglücks; wenn sie sich auch am liebsten hingeworfen hätte auf den Boden und laut aufgeschrien vor Schmerz. Aber die tapfere Katia wußte, daß sie jetzt stark sein mußte, stark wie ein Mann, wenn auch ihr Frauenherz beinahe brechen wollte. „Ich darf nicht schwach werden, ich darf nicht...“ stüsterte sie vor sich hin.

Ah, und es war doch so schwer, stark zu sein. Jäh, furchtbar, wie ein vernichtender Blitzschlag, war das Unglück über sie hereingebrochen. So glücklich waren sie gewesen in der Schmiede; in engen Grenzen freilich und in steter heimlicher Angst vor einer Katastrophe — wie Menschen, die am

Rande eines Vulkans wohnen. Doch glücklich, überglücklich . . . Und nun war es Katia, als zitterte und bebe die Erde unter ihren Füßen, und ein Sturmwind des Unglücks peitschte über das Haus — — aber sie biß die Zähne zusammen und beherrschte sich.

„Ich verstehe alles,“ sagte sie ruhig.

„Du wirst stark sein, Katia?“

„Ja. Ich werde alles ordnen, so, wie du es mir sagtest, Stepan.“

Und sie machte sich still an die Arbeit und versorgte ihn in fraulicher Zärtlichkeit mit vielen kleinen Dingen für die Reise. Lebensmittel packte sie für ihn ein; stärkenden Brantwein; Kleider, in Säcken, die bequem im Tarantaf untergebracht werden konnten — lauter kleine Bequemlichkeiten, die er jetzt kaum beachtete, die ihn aber später hundertmal und abertausendmal an sein Weib erinnerten. Stepan holte unterdessen eine größere Summe Geldes aus einem Versteck, in dem das Häufchen Rubelscheine schon lange als Notpfennig lag, und teilte die Summe mit Katia. Einige hundert Rubel waren es nur, denn Stepan's Geld steckte in seinem Geschäft. Dann gingen sie zusammen ins Schlafzimmer, und er küßte zum letztenmal seine kleine blonde Katinka, die fest schlafend in ihrem Bettchen lag; denn sie war ja erst drei Jahre alt und hatte noch immer die Kinderart, zu wachen, wenn die Großen schliefen, und zu schlafen, wenn sie wachten. Dann verschlossen sie alle Türen und saßen still da, eng umschlungen, kaum ein Wort sprechend, bis jemand polternd an die Haustüre klopfte.

Die Zeit zum Abschied war gekommen.

Eine letzte Umarmung noch, ein letzter Kuß . . .

Der alte Adam im Menschen, das Urmenschliche, der primitive Kampfinstinkt, läßt uns immerdar im Leben mit einem tiefführenden und sehr natürlichen Haß den Mann hassen, der uns unrecht tat. In gleicher Weise, oder bitterer vielleicht noch, hassen wir den Mann, dem wir selbst unrecht taten; deshalb, weil dieser Mann uns eine ewige Drohung, einen ständigen Vorwurf, einen immerwährenden Anlaß zu Gewissensbissen darstellt. Es ist ein natürlicher Trieb, so sonderbar es scheinen mag, diese Drohung, diesen Vorwurf, diesen Anlaß, diesen Mann, dem wir unrecht taten, zu vernichten, zu zerstampfen . . .

So haßte Gouverneur Paschkin den Schmied Stepan Zline.

Und Stepan Zline haßte Paschkin mit jeder Faser seines Herzens, mit glühendem durstigen Haß, als den Mann, der in brutaler Willkür ohne Grund und ohne Sinn ihn mit eiserner Faust getroffen und sein Leben zerbrochen hatte. Paschkin! Teufel Paschkin!! Das war der Name, der immerzu in Stepan tobte, während der Tarantaf dahinjagte auf dem langen Weg nach Norden. Nicht anders aber erging es Paschkin!

Mit einem gewaltigen Haß, der täglich wuchs, haßte der Mann mit der eisernen Hand den Mann, den er vernichten wollte, wenn er sich manchmal auch fast lächelnd wunderte darüber, daß er, der starke Paschkin, diesem gleichgültigen Ding von Stepan Zline, auch nur einen Gedanken schenkte. Aber — der Name und der Mann wollten ihm nicht aus dem Kopf.

Er erinnerte sich jetzt an unzählige kleine Szenen im Rat, an Worte und Handlungen dieses Schmiedes, die er damals kaum beachtet hatte, die ihm aber nun als vollgültige Beweise gefährlicher Anruhrgegnung ins Gedächtnis kamen. Alles fiel ihm wieder ein. Hatte Zline nicht mehreremal es gewagt, ihm gegenüber einen Einwand zu erheben! Hatte er ihn nicht auf Blicken des Mißbilligens, der Empörung ertappt! War er nicht einmal feuerrot geworden vor Zorn über irgend etwas, das er, Paschkin, im Rat gesagt hatte!!

Ah — der Mann war gefährlich! Hatte einen zu steifen Nacken. Käson mußte man ihm beibringen; eine Lektion ihm erteilen, die er zeitlebens nicht vergessen sollte. Den andern auch. Doch ihm zuerst; denn ein einziger solcher Mann mußte die andern Räte anstecken mit seiner Unbotmäßigkeit. Schon vom ersten Augenblick an hatte Zline ihm nicht gefallen, redete er sich ein. Etwas Stiefnackiges hatte er immer gehabt, etwas Arrogantes, als ob er sich gnädigst herablasse, sich unter hartem Zwang zwar zu beugen, aber auch anzudeuten dabei, daß er ein ganz anderer wäre, könnte er es sein. Solche Gedanken rumorten in Paschkin's Hirn. Das war schließlich nichts sehr Wunderbares. Ein Mann, der genau

weiß, daß verborgener Haß gegen ihn — und wohlbegründeter Haß dazu — in allen Ecken und Winkeln heimlich wuchert, wird gar leicht krankhaft in seinem Mißtrauen.

So waren kaum Stunden vergangen nach Stepan's Abreise, als Gouverneur Paschkin sich schon eingeredet hatte, ehrlich davon überzeugt zu sein, Stepan Zline sei eine ständige Drohung für ihn persönlich und eine Gefahr für den Staat. Ein Mann, dessen man sich entledigen mußte. Schon deshalb, weil er sich so schlan verstellte und so getan hatte, als sei er nur ein einfacher, hart arbeitender Handwerker.

Stepan Zline's Urteil war gebrochen.

Nur die Ausführung, die Art der Strafe, verursachte Paschkin noch einiges Kopfzerbrechen. Er liebte es, das vergeltende Schicksal zu spielen und seiner Ansicht nach mußte eine Strafe in ganz bestimmter und deutlich erkennbarer Beziehung zu dem Verbrechen stehen, das sie sühnen sollte, um kräftig zu wirken und kräftiger abzuschrecken. Wie Stepan also bestraft werden sollte, wußte Paschkin selbst noch nicht. Eine empfindliche Strafe sollte es werden jedenfalls, denn er hatte genug und übergenuß vom Namen Zline.

Spät abends noch am gleichen Tage kam der verspätete Konvoi von Wersinsk an. Man habe sie zu spät abgesandt, behaupteten die Männer, und überdies hätten sie in den Hügeln lange Umwege machen müssen, um die überschwemmten und unpassierbaren Strecken der Straße zu vermeiden. Nein, Zline seien sie nicht begegnet. Er müsse auf der Straße vorbeipassiert sein, während sie auf Nebenwegen mit ihren schweren Wagen in den Hügeln reisten. Paschkin ließ die Anführer des Konvois vorläufig ins Gefängnis werfen, und stellte sich vergnügt vor, wie Stepan Zline halb verzweifelt über die überschwemmten Straßen Wersinsk züstrebe. Es war offenbar, daß Zline trotz aller Gefahr die Reise auf der Hauptstraße riskiert hatte, in der Hoffnung, so Zeit zu sparen und vielleicht doch noch zur rechten Zeit anzukommen.

Paschkin lächelte grimmig.

Bei einem Zustand der Strafe, wie die Männer vom Konvoi ihn geschildert hatten, war es, so folgerte Paschkin ein Ding der Unmöglichkeit für Zline, den Weg nach Wersinsk in zehn Tagen zurückzulegen, und in Wersinsk selbst erwartete ihn, wenn die Führer des Konvois nicht logen, eine zeitraubende Untersuchung. Sicherlich — Stepan Zline konnte gar nicht rechtzeitig zurückkommen! Die Situation erschien seiner Erzählung voller Humor. Der Konvoi doch noch angekommen; Zline angstvollen Herzens dahinjagend und doch ein hoffnungslos Beurteilter, welche Anstrengungen er auch machen mochte; Zline als Vollstrecker der Gerechtigkeit, während ihm doch die Schlinge um den eigenen Hals hing. Drollig! Schade nur, daß die Dummköpfe im Rat es vielleicht gar nicht ahnen würden, daß nicht eine an und für sich gleichgültige Verpätung es war, um derentwillen Zline bestraft wurde, sondern sein Rebellentum.

Doch die Strafe! Welche Strafe eignete sich wohl am besten für Stepan Zline, den Schmied?

Spät in der Nacht erst, während der Gouverneur schlaflos auf seinem Lager ruhte und über Rebellen im allgemeinen und Stepan Zline im besonderen nachdachte, kam ihm die große Idee — — — (Fortsetzung folgt.)

Jonni Mohrs Heimfahrt.

Von Kurt Küchler.

(Fortsetzung.)

Jonni Mohr, genannt John Fox, ließ die ganze Nacht in den trostlos grauen Straßen von Grimsby umher. Die häßliche Stadt, in der die Luft immer wie mit Kohlendunst und Fischgeruch gesättigt ist, schen ihm mit einem Male die herrlichste der Welt. Es war doch ein glücklicher Gedanke, schneurtrads mit der Great Central Railway! von der Warboroughstation in London nach Grimsby zu fahren, wo es keinen roten Did gab und wo die Passkontrolle gewiß nicht so scharf war wie in den Häfen unmittelbar dem Festland gegenüber.

Nun ging es nach Norwegen! Nach Stavanger!

War er erst in Stavanger, so war auch Deutschland nicht mehr weit!

Gemächlich schlenderte Jonni Mohr tags darauf, mit dem guten englischen Paß in der Tasche, den Häfen entlang. Hundert Schiffe hatten an den Kais festgemacht, Kohlenschoner und Fischdampfer, auch ein paar tüchtige Segelschiffe waren darunter — ein langgestreckter Walb von Echornsteinen, Masten und Rahen! Noch zwei Stunden bis zur Ausfahrt!

Umgehindert durfte er als John Fox England verlassen . . . als Jonni Mohr würde er norwegischen Boden betreten.

Überdovoll, wie das alles gegliedert war! Er hatte bislang eine mächtige Hochachtung vor der Macht und der Unantastbarkeit amtlicher Ausweis-papiere gehabt . . . was blieb davon noch übrig, wenn man die Papiere und damit Namen und Stand verkaufen konnte wie einen Hut?

Wo waren jetzt die eigenen Papiere?

Alles, die konnten niemandem mehr schädlich oder nützlich sein, die waren längst, hundert witzige Schmitzelschen, aus dem Londoner Siefel in die verschwiegenen Themen geschwommen und trieben und tanzten nun schon auf den grauen Wogen der Nordsee.

Blödsinnig rief er diese erbauliche Betrachtung ab; unmittelbar vor ihm lag mit dickem, schwarzem Schornstein und zwei stattlichen Masten der „Kong Hakon“, ein schwarz angestrichenes Schiff von gut sechsstaubigen Tonnen. Die norwegische Flagge flachte am Heck, träge schwabte sie im kalten Wind. Der Heizer hatte schon Dampf aufgemacht, schwarz stieg der Rauch aus dem Schornstein und sammelte sich über dem Schiff zu einer dickgehaltten Wolke, die schwerfällig von dem schwachen Wind abgetrieben wurde. Ueber die Landplante schritten berußte Männer, gebückt unter der Last der Kohlentörbe, die sie in die Bunker leerten. Der Ladestrich war hoch über dem Wasser, das Schiff war also ziemlich leer. „Hm,“ dachte Jonni Mohr. „Hat Kontorbande nach Grimsby gebracht, Erz oder Lebensmittel oder so was, und fährt nun leer nach Stavanger. Ein toller Kerl, der Kapitän Nils Kjære! Hat keine Angst vor Minen und Unterseebooten, vor Zephelinen und Flugzeugen. Aber gleichviel, wenn ich nur heil rüber komme nach Stavanger!“

Da sagte er.

Merkwürdige Sache!

Er trat dicht an den Rand des Kais, der steil zum Wasser abfiel. Aufmerksam betrachtete er den in dicken weißen Buchstaben frisch aufgemalten Namen „Kong Hakon“. Die Sonne fiel leuchtend darüber hin.

Sah man nicht ganz deutlich unter dem Namen „Kong Hakon“ die Spuren anderer Buchstaben? Ganz wenig nur, aber doch unverkennbar, hoben sie sich von der Schiffswand ab. Die schwarze Farbe, die man über die Stelle getrichen hatte, war noch ganz frisch. Es konnte gar nicht zweifelhaft sein . . . man hatte erst ganz kürzlich eine Umtaufe vollzogen.

Unauffällig spazierte Jonni Mohr auf dem Kai hin und her und studierte mit den heimlichen Spähbildern eines Polizeispions die überstrichenen Buchstaben von allen Seiten.

Nach fünf Minuten war er seiner Sache sicher. Er hätte vor jedem Richter der Erde und des Himmels einen Eid ablegen können: unter dem „Kong Hakon“ hatte noch vor ganz kurzer Zeit gestanden: „City of York“.

Was hatte das zu bedeuten?

War der Kapitän ein Gauner, ein Flaggenschwäger, der sich gehorham den Wünschen und Ratsschlägen der britischen Admiralität fügte?

Unfinn . . . der Kapitän war ein Norweger, ein Neutraler, der mit leerem Schiff nach Hause fuhr. Er hatte den Rasten vielleicht einem englischen Reder, der seine Dampfer in dieser schlimmen und gefährlichen Zeit nicht auf die See zu schicken wagte, abgekauft; die Sache war in Ordnung.

So dachte der junge Deutsche, aber er schüttelte doch insgeheim den Kopf. So völlig sicher war er sich doch nicht, was er von dieser Sache zu halten hatte.

Da kuckte auf dem Schiff das rotglühende Gesicht des Kapitäns Nils Kjære aus einer Luke auf. Schwerfällig stieg er an Deck, hinter ihm her kam ein Beamter der Hafenkontrolle.

Jonni beistete sich an Bord zu kommen. Er grüßte seinen Kapitän und wollte sich, als er die Augen des Hafenbeamten scharf auf sich gerichtet sah, rasch vorbeidrücken. Aber der Kapitän rief ihn heran:

„Hafenkontrolle, my boy!“ schrie er mit etwas schwerer Bunge. Jonni Mohr merkte gleich, daß der Alte entweder noch nicht nüchtern war oder schon wieder seinen Leib mit Whisky gefüllt hatte. Auch der Hafenbeamte schiet nicht ganz sicher auf den Beinen, aber er wirkte Haltung zu bewahren. Er lehnte sich gegen ein paar auseinander geschichtete Rollen braunen Tauwerks und streckte, ohne ein Wort zu sagen, dem jungen Mann die Hand hin. Der legte seine Papiere hinein.

Der Beamte musterte sie und gab sie zurück.

„All right,“ sagte er bloß, gab dem Kapitän die Hand und ging vorwärts, Schritt vor Schritt, würdevoll wie ein erster englischer Beamter, über das Deck und die Landbrücke.

Zu der Türöffnung zum Matrosenlogis erschienen die Gesichter der beiden Wachen, die Kapitän Kjære gestern Abend in der Bar eingehaert hatte. Auch ein halbnackter, schwarz berußter Heizer wurde im Rahmen einer Luke auf der Back sichtbar, und oben auf der Kommandobrücke lag der Steuermann mit dem Namen auf dem Gebälde. Sie alle blickten mit eigenständlichem Blicken dem Hafenbeamten nach, der langsam, kaum merklich rückwärts, die Docktreppe entlang ging.

„Well!“ sagte der Kapitän und kloppte am Hauptmast einen roten Wimpel auf. „Wir können losmachen!“

Der Heizer verschwand, und der Steuermann ging ans Rad. Das Untersteil setzte sich in raselnde Bewegung, die beiden Wachen machten die Waffen los, und Jonni zog mit dem Kapitän

Ausstieg und Brücke ein. Der Maschinensegenach Klingelte zweimal und dreimal, die Schraube begann ihr Werk und versäugte das Wasser zu quirlendem, schaumigen Schaum. Der „Kong Hakon“ trieb ein wenig querab, dann hielt er langsam Kurs auf die Schanzen von Grimsby, und bald glitt er mit wehender Fahne die breite Hamburgermündung hinab. Die sandige Küste, die grobe Stadt Grimsby, der Mastenwald des Hafens und weit hinten die riesigen Kohlenheber im Hafen von Jmmingham verankert allmählich in grauen Rauch, und sie kamen in die Nordsee. Die lag glatt und glänzend unter einer schönen Sonne, als wüßte sie nichts von Krieg, von gefährlichen Minen und deutschen Unterseebooten.

Jonni Mohr hatte sich Sorgen wegen der Minen gemacht. Aber es ging alles gut. Offenbar wußte der Steuermann, ein hagerer Engländer, den Weg zwischen den britischen Minenfeldern. Seltam, dachte der Deutsche, außer dem norwegischen Kapitän mir Engländer an Bord . . . und auch mich halten sie für einen Engländer . . .

Auf offener See fuhr der Dampfer mit voller Geschwindigkeit, Kurs Südost. Die kleine Besatzung genügte vollkommen für das leere Schiff. Kapitän Kjære hatte den Deutschen zum Koch bestimmt. Jonni Mohr hatte sein Verbot nicht gekocht, aber die Sache war sehr einfach. Die Kommissen war sauber und reichlich mit Geschirr versehen. Fleisch und Wasser, Kartoffeln und allerlei Gewürz und Grünzeug für eine Suppe waren da, ferner Bückfisch, Fleisch, geräucherter Schellfische, Käse, Zwieback; da war die Mahlzeit leicht herzurichten.

Es war still an Bord und auf der See.

Man hörte nur das Klatschen des Wassers vorn am Bug, das Verhöhnern der an den Planen vorbeistreichenden Schaumwellen und das klirrende Mahlen der Schraube. Manchmal krachte es in den Rasten und Masten, oder die Stewerkette querschte auf den Rollen. Aber das alles waren eintönige, immer wiederkehrende Geräusche, die der großen Meeresstille nichts nahmen, sondern sie vertiefen und feierlich machten. Aus blauamstigen Himmel leuchtete die Sonne, die See schimmerte wie eine unendliche Fläche aus Dyal.

Nur ganz selten sah man ein Schiff. Die Nordsee war Kriegsgebiet, die Kapitäne hielten sich. Ein paar kahne englische Fischerboote, die ihre Netze auswarfen, ein Dampfer, der fern am Horizont mit langer, schwarzer Rauchfahne hinglitt, und ein kleines, niedriges Boot, von dem sie, bis es vorüber war, glaubten, es sei ein deutsches Unterseeboot, das war alles, was die Männer auf dem „Kong Hakon“ stöhnten.

Jonni sah unter der Kommandobrücke und schälte Kartoffeln. Seine träumenden Gedanken flogen dem Schiff weit voraus. Er sah das kriegerische Deutschland, er sah die Scharen der Miersgerossen, die mit brennenden Augen den Sturm auf den Lippen, den Feind herantraten. Das Klatschen der See wurde ihm zum Brausen und Knattern siegreicher Fahnen . . . und eine namenlose Sehnsucht überkam ihn, mit dabei zu sein, wo andere, junge, kraftvolle Männer wie er, sich Ruhm und eiserne Kreuze holten.

Da klangen Stimmen von der Brücke zu ihm herunter . . . leise, flüsternd, aber doch laut genug, um von dem Deutschen verstanden zu werden. Zuerst hörte er, ganz seinen Traumvorstellungen hingegeben, nicht hin. Aber dann drangen ein paar Worte in sein Ohr, die in seinem Bewußtsein nachhallten und ihn aufhorchen machten.

Erst kam die murrende Stimme des Kapitäns Kjære.

„Well“, Mister Thratler, ich werde versuchen, in Bergen die zwanzigtausend Stück geräucherter Dorschzungen und die fünf-hundert Tonnen Klippfische zu verladen, die Mister Bloomfield wünscht.“

Dann hörte Jonni die langsame, bestimmte Antwort des Steuermanns. Das Kraz, als sei der Steuermann, und nicht Mister Kjære, der Herr des Schiffes.

„Mitte nächster Woche soll die „City of York“ . . . i beg your pardon“ . . . soll der „Kong Hakon“ wieder in Grimsby sein.“

„Wird schwer halten, Mister Thratler!“

„Auf gemacht werden, Kapitän! Sie wissen, daß Mister Bloomfield Wert auf Pünktlichkeit legt.“

„All right,“ grollte Kapitän Kjære. „Ich bin nächsten Mittwoch in Grimsby, wenn uns bis dahin kein deutsches Torpedo im Schiffsband sitzt.“

Der Steuermann lachte trocken.

„Ein norwegisches Schiff . . . ein norwegischer Kapitän . . . wir bestimmen die Sachen nach Holland . . . was kann uns geschehen?“

„Die Germans? sind schlau, Mister Thratler!“

„Wir sind geriebener, Mister Kjære!“

„Well! Ich geh' ranter, einen Whisky trinken. Soll ich Ihnen einen raufbringen lassen?“

„Danke, nein, Kapitän,“ sagte der Steuermann und griff ins Rad. Das Rad am Heck drehte sich ein wenig, das Schiff machte eine kleine Wendung; nun hatte es geradein Kurs auf Stavanger.

Der Deutsche hatte alles gehört und alles beariffen. Das also war die Lösung!

Um den deutschen Unterseebooten gegenüber einer dreifachen und vierfachen Sicherheit zu haben, machte die englische Reederei Bloomfield aus der „City of York“ einen norwegischen „Kong Hafon“, setzte die norwegische Flagge auf die Deckstage und stellte obendrein einen verhoffenen norwegischen Kapitän auf die Kommandobrücke, dem es nichts ausmachte, mit gefälschten Papieren zu fahren.

So machte England, das mächtige, stolze England, Geschäfte im Krieg!

Jonni Mohr lachte verächtlich. Herrgott... wenn jetzt ein deutsches Unterseeboot herankam, würde es wie eine rächende Gottes Faust aus dem Meere tauchen.

„Weg mit euch geriebenen Hakunten!“ sagte Jonni Mohr ganz laut und auf gut deutsch.

Da stand Kapitän Klärre vor ihm, breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen. Jonni ließ erschrocken Kartoffel und Schälmesser in den Wasserfidel fallen, so daß die auffrischenden Tropfen dem Kapitän Klärre ins Gesicht flogen. Der Kapitän grinste:

„Sie sprechen ein gutes und verständliches Deutsch, Mister John Tor!“

1) eine der englischen Eisenbahngesellschaften. 2) Segelstangen. 3) Schiffstische. 4) Gut. 5) Entschuldigen Sie. 6) Schon gut. 7) Deutschen.

(Schluß folgt.)

Ein Brief von der Amerikafahrt eines U-Kreuzers.

... den .. Juli 1918.

Liebe Eltern!

Wir sind nun wieder von unserer Fahrt zurück, die ... Monate und ... Tage gedauert hat. Habe Euren Brief vom 24. Juli erhalten, ebenso das kleine Paket und danke Euch recht herzlich dafür, besonders für die Zigaretten, denn das Rauchen ist ein großer Genuß für uns, den wir aber auf der Reise sehr oft schmerzlich entbehren müssen. Doch nun will ich Euch etwas über unsere Fahrt berichten, soweit ich das darf.

Wir kamen also ungehindert über den Atlantischen Ozean, wurden aber schon 500 Meilen östlich der Bermudainseln von einem englischen Dampfer gesichtet und drahllos gemeldet. Wir dachten nun, daß sofort alle amerikanischen Funkstationen die Schiffahrt vor uns warnen würden, aber nichts dergleichen geschah. Die amerikanische Station Arlington gab immer noch ihre gewöhnlichen Nachrichten, aber keine Kriegswarnungen. Zuerst versenkten wir drei amerikanische Segler, die zumeist mit Negern bemannt waren. Da wir keine anderen Schiffe antrafen, und der Weg nach dem nächsten Land ziemlich weit war, nahmen wir die Schiffbrüchigen zu uns an Bord. Die Negern wurden für sich und die Europäer mit unserer Mannschaft zusammen untergebracht. Zwei Kapitäne waren Schulfreunde. Sie hatten sich zwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen und feierten nun auf unserem U-Kreuzer ein rührendes Wiedersehen. Sie erzählten uns viel über die amerikanische Kriegsstimmung, die künstlich von den Geldmännern und Kriegsgewinnlern in Amerika geschürt würde. Das nordamerikanische Volk sei im großen ganzen gar nicht für den Krieg, würde aber durch Zeitungen und die Rede der Regierung gegen die Mittelmächte beeinflusst. Als wir dann nach zehn Tagen wieder Schiffe sichteten und sechs davon versenkten, wurden die Amerikaner von uns in die Rettungsboote entlassen. Sie sprachen sich bei ihrem Abschied sehr auernehmend über die Behandlung durch uns aus. Einige Tage später versenkten wir einen amerikanischen Dampfer, der 300 Passagiere an Bord hatte und diese in ungefähr 20 Rettungsbooten aussetzte. Während der nächsten Tage haben wir noch mehrere Schiffe mit 36 000 Br.-Reg.-Tonnen, zumeist mit Zucker beladen, auf den Meeresgrund geschickt. Ein norwegischer Dampfer hatte eine Kupferladung an Bord. Davon haben wir 1400 Zentner auf unseren U-Kreuzer übergenommen. Dieses Schiff hatte auch noch einen Passagier nebst Frau und einem zehnjährigen Kinde. Letzteres bekam von unseren Matrosen Milch und Schokolade geschenkt. Die Frau benutzte ein so starkes Parfüm, daß man es selbst durch den Delgeruch im Boot merkte. Für sie wurde von dem Dampfer, ehe wir ihn versenkten, ein bequemer Korbstuhl herübergebracht. Es wimmelte in dieser Gegend von Haiischen, auf die sehr viel geschossen wurde, jedoch ohne Erfolg. Wir haben dagegen einen mit einer großen Angel gefangen und geschlachtet. Wir haben dann die Boote ins Schlepptrom genommen, um nach einem anderen Schiffe hinzufahren. Dieses hielten wir an, nachdem wir unsere Rettungsboote losgeworfen hatten. Als der Dampfer versenkt war, nahmen wir auch seine Boote in Schlepptrom und brachten sie alle zusammen nach einem kleinen Küstendampfer hin, von dem alle Leute aufgenommen wurden. Auf der Rückreise hatten wir sehr viel schlechtes Wetter, doch haben wir den Humor nicht verloren. Vor allen Dingen freuten wir uns darüber, daß wir ein solch schönes Ergebnis auf unserer Kreuzung an der amerikanischen Küste erzielt hatten, und daß die Feinde unserer nicht habhaft werden konnten. Wann wir wieder in See gehen, weiß ich noch nicht. Ich schreibe Euch noch Näheres darüber. Habt Ihr gute Nachricht aus dem Felde?

Wenn Ihr wieder hinschreibt, so bestellt doch einen schönen Gruß von mir.

In herzlicher Liebe grüßt und küßt Euch
Euer Sohn Erich.

Büchertisch.

— Ehardt, Richard, *Wo ist Gott im Kriege?* Volksschriften zum großen Krieg. Nr. 138/139. Berlin W 35, Verlag des Evangelischen Bundes. 30 Pf., 10 Stück 2,75 Mk., 100 Stück 25 Mk.

— Von Eduard Engel, dem Verfasser der so ungewöhnlich erfolgreichen drei Bücher „Deutsche Stilkunst, Sprachdeutsch, Entwickelung“ erscheint als Krönung und Abschlusswerk dieser Reihe: „Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig“ (Hesse & Weller, Leipzig). 384 Seiten. Preis 4 Mark. — Eduard Engel schlägt in seinem neuen Buche „Gutes Deutsch“ einen völlig andern Weg der Behandlung streitiger Sprachfragen ein. Er gebietet nicht, verbietet selten, schilt nicht polemisch und allwissend; er louscht vielmehr, wie von den Gebildeten gesprochen, von den Besten geschrieben wird, und aus dieser scharfen Beobachtung und Feststellung des guten, des besseren, des besten Sprachgebrauchs zieht er seine Schlüsse.

— F. Hinzmann: „Theater-Glend und kein Ende“. Schwabinger Eigen-Verlag, München. (Kartonierte 4 Mk., geb. 6,50 Mk. 148 Seiten (Büchlein). — Der Verfasser Häßlich eindringlich den steten Niedergang der Kunst in den deutschen Bühnenhäusern. Es sind nicht leere Worte in schönem Kleid, die er dazu benutzt. Eindringlich redet er zum deutschen Volke, ob reich, ob arm; streng, aber maßvoll zu den Theaterdirektoren, Kritikern, Künstlern; und zeigt, wo der Nebel anzusetzen ist, um den Mächten Abbruch zu tun. Hinzmann schildert offenerherzig, wahr und selbstlos als Dramatiker das alte Lied „Theater-Glend und kein Ende“. Jeder Direktor, Regisseur und Schauspieler sollte es auf seinem Schreibtisch haben, da dem Buch gewisslos eine literarische Note gebührt.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Weißkraut, Kartoffeln und Haferflocken. Man läßt etwas Del ordentlich aus, dämpft darin eine große Zwiebel hellgelb, füllt 1 Liter Wasser auf, tut 1 Pfund Kartoffeln, 1 tu Würfel geschneitten Weißkohl, das nötige Salz und ¼ Pfund Haferflocken dazu und läßt das Ganze ½ Stunde kochen.

Holunderbeeren-Marmelade. 1 Pfund Beeren = ¼ Pfund Zucker; die gewaschenen, enthielten Beeren werden ohne Wasser auf schwaches Feuer gesetzt, bis sich Saft bildet; dann mit dem Zucker unter Rühren bis eingedickt. Holunderbeeren bekommen durch längeres Kochen leicht einen bitteren Geschmack.

Mossenspeise. In ½ Liter Molke, die man bei der Siebkäsebereitung gewinnt, werden 5 Blatt weiße und 1 Blatt rote Gelatine gerührt, Zucker, noch besser Sirup, etwas Zitronensaft oder Marmelade hinzugefügt und in eine ausgepülte Form gefüllt. Vanilleölje dazu.

Raninchenfüße mit Kartoffelsalat. Das mit viel Suppengrün und Salz weisgekochte Raninchenfleisch wird von den Knochen gelöst und in mundfertige Stücke zerteilt. Aus der Brühe, die mit Suppenwürfel oder Fleischextrakt, etwas Essig oder Wein abgedünnt wird, bereitet man mittels Gelatine oder fertigen Süßpüchchen eine schmackhafte Gallerte, die man mit dem Fleischgemisch erstarrten läßt. Dazu in Scheiben geschnittene saure Gurken und Kartoffelsalat.

Marmelade-Erjab. Man bereitet aus ½ Pfund nicht zu flüssigem Kunsthonig mit Wasser einen dicken Brei und mischt diesen mit ½ Pfund Weißkise. Diese Mischung gibt der besten Marmelade nichts nach. Will man den Kunsthonig nicht kaufen, sondern selbst bereiten, so kocht man ½ Pfund Zucker mit ¼ Liter Buttermilch so lange, bis die Masse dick und goldbraun wird.

Pyramide.



In die Felder der Pyramide sind die Buchstaben A A A, B, D, E E E, L, L, M, N, S S, T berart einzutragen, daß die mittlere senkrechte Reihe einen lagenhaften Volksgelben bezeichnet, während die wagerechten Reihen ergeben: Konsonant, geographische Bezeichnung, Heilmittel, bekannnte italienische Stadt.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:
Weimar, Nichte, Zuber, Patent, Riste, Demokrit, Strauch, Rute, Pachtzins, Ruhest, Eisen.
Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen.